

## **Friedrich Luft Die letzten Tage**

Über die ganze Stadt in den letzten Tages des irren Krieges war kein Bild zu gewinnen. Sogar der Weitblick des »größten Feldherren aller Zeiten« reichte in den letzten Tagen des April nicht weiter als vom Bunker seiner gottverlassenen Reichskanzlei bis an die ersten, gerade aufgrünenden Bäume des schon zerfetzten Tiergartens. Der Rauch der permanenten Brände, das Spritzen der Einschläge, Wolken von geschleudertem Staub und Dreck verhängten den Blick. Über die Häuser jagten die gurgelnden Geschosse der Stalinorgeln. Tiefflieger zielten auf alles, was sich unvorsichtig an die Oberfläche wagte. Die Straßen von Einschlägen zerhackt. Schon waren Minen in den Fahrdamm eingelassen. Straßensperren waren errichtet aus Drahtgestänge, umgeworfenen Möbelwagen, Eisenträgern, Schutt, Gestein und Gerümpel. In den zerzausten Vorgärten brach indes blühend der Flieder auf, ungeachtet des Irrsinns, der ihn umgab. Die großen Bombenangriffe hatten seit einigen Tagen aufgehört. Noch brannten Stadtteile davon. Die Stadt zog den Kopf ein, den letzten Schlag zu erwarten, bevor Ruhe, womöglich die Ordnung, vielleicht die Freiheit wieder aufkommen sollte.

Die letzten Tage ... Die Welt war der eigene Keller, falls der noch hielt. Ohne Licht war diese Welt oder doch nur erleuchtet von den Resten einiger Kerzen. Das Wasser war seit Tagen versiegt. Man trank die rostige Flüssigkeit, die aus den geöffneten Tanks der Warmwasserheizung kam. Der letzte Koffer war unsere Heimat. Draußen tobte das Inferno. Lugte man hinaus, sah man einen hilflosen deutschen Tank sich durch die Glut der Häuserzeilen schieben, halten, schießen, beidrehen. Hin und wieder stolperte ein Zivilist, von Deckung zu Deckung stürzend, über den aufgeborstenen Fahrdamm. Eine Mutter jagte mit einem Kinderwagen aus einem angeschossenen, brennenden Haus in die Richtung des nächsten Bunkers. Tieffliegerbrummen. Das sinnlose Reien naher Abschüsse. Eine Mutter schob ihr Kind durch den letzten Aufruhr des Krieges. Einschläge unweit von ihr, da einem der Atem stockte. Und sie hatte – das rührend hilflose Bild bleibt haften – den weien Kinderwagen mit erstem Frühlingsgrün gegen Fliegersicht »getarnt« wie es im Buch des Krieges gestanden hatte. Sie jagte, von Granatsplittern umfegt, dem Bunker zu. Die bittere Lektion ging zu Ende. Vorgestern noch war der Volltreffer einer Fliegerbombe auf den Luftschuttschacht unter dem nachbarlichen Garten gegangen. Zwei Franzosen, die, uns fremd, dort Schutz gesucht hatten, lagen zerquetscht unter

den Zementträgern. Einen Hausgenossen hatten wir herausgraben können, das Bein aufgerissen, er selbst von dem Schock für Tage gelähmt. Vorgestern hatte man gespenstischerweise noch mit Freunden in den nahen Vororten telefoniert. Sie aßen schon russisches Brot. Ein Major war bei ihnen einquartiert. Sie hatten es überstanden. Hier aber, vor dem Zentrum der Stadt, ging die Hölle noch stündlich los. Ein Mann tauchte auf. Er war aus einem Gefängnis entlassen, als die Befreier schon vor den Toren standen. Er hatte sich bis hierher durchgeschlagen. Eine der beiden am Vortage zerquetschten Frauen war seine. Er brach zusammen. Und musste doch voll Vorsicht noch sein mit uns. Bis zuletzt gingen die Häscher der SS durch die Häuser und Keller. Bis zuletzt konnte man gewärtigen, da man in das sinnlose Toben geworfen werden sollte oder den Genickschuss erhielt, faßten sie einen ohne Waffen und Papiere. An der nahen Weidendammer Brücke hingen seit Tagen die Leichen derer zur Schau, die die hilflosen Waffen fortgelegt hatten. Der radikale Mord ging um. Das Gerücht ging um. Ahnten wir, da vor den Treppen des Reichskanzleibunkers, wenig mehr als tausend Meter von hier, sich der »großdeutsche Führer«, der nun schon kaum mehr den Bezirk Berlin-Mitte beherrschte, sein kindisches Autodafé vorbereitete? Wer sagte uns, daß die norddeutsche Restregierung in Verhandlungen war? Uns war zuletzt mit dem Datum vom 28. April »das Kampfblatt Berlins« »Der Panzerbär« zugereicht worden. Dort stand zu lesen, daß in Berlin die große Schlacht sich wenden würde, und daß ein Herr Generalmajor Bärenfänger die »Schwerter« zum Ritterkreuz erhalten habe. Er hielt unverdrossen eine U-Bahn-Station. Herr Generalmajor seien in seinem Element, bester Dinge und zuversichtlich wie je. Indessen ebte der Lärm stundenweise ab. Die grauen Menschen krochen aus den Kellern hervor. Die Frauen drängten nach oben in die Wohnungen. Sie begannen bei jeder Kampfpause in atavistischem Optimismus, die neu verwüsteten Stuben zu richten, Scherben fortzuwischen, Fensterkreuze aufzurichten, Schränke von der Erde zu ordnen. Die Reste des Besitzes forderten ihr nervöses Opfer. Bis das nächste Aufheulen des Kampfes alle in die Keller zurückjagte, und das Chaos erneut sich staubig und rauchig vermehrte. Die Reste des OKW-Büros wurden zeitweise durch unseren Keller gespült. Gehetzte, willenlose, ohne Ausnahme kranke Kerle. Neben dem Gewehr 98 schleppte jeder einen Pappkarton mit sich. Zivilkleidung für den letzten Ernstfall. Sie waren trotz unseres Zuredens zu feige, die rettende, die einzige Konsequenz zu ziehen. Zwei grimmige Unteroffiziere wären mit ihnen. Die seien zu

streng. Es ginge nicht. Der Drill saß tiefer als die Einsicht, tiefer sogar als die letzte Lebensangst und ließ nicht das eigene Denken siegen. Es ging immer noch nicht. So mussten sie gehen. Wir wollten keine sinnlos kämpfende Gruppe in unserer Nähe, wenn es aufs Letzte ging. Wir selber gaben das Gerücht aus: Beim Bahnhof Zoo sei zum Sammeln befohlen. Bei Spandau sei der Ring durchbrochen. So rafften sie ihre Pappkartons. Einer warf gleichmütig und mit einer Anwandlung von Spott Hundertmarkscheine ins Feuer, bevor er ging. Es schien doch alles gleich. Ein anderer ließ einen Koffer mit Schokolade zurück. Sie hatten auch jetzt nicht die Courage zum Zivil. Man sah sie nicht wieder.

Am gleichen Abend fegte eine Granate genau vor das Kellerfenster. Ein alter, freundlicher Mann schrie auf, kreischte und starb. Sein Leib war mitten durchschnitten. Tellerwäscher bei Aschinger war er gewesen und hatte in diesem Hause eine winzige Mansarde innegehabt. Er litt an einem Hang zur hohen Literatur sein Leben lang. In Gefechtspausen hatte er uns Schiller rezitiert oder Freytag's »Löwenritt«. Wir hatten aufatmend gelacht zuweilen. Jetzt trugen wir seine Reste hinaus und machten ihnen ein Grab. Die Splitter klirrten ans Haus. Wir warfen uns immer wieder zu Boden. Letzte Scheiben barsten. Jemand sprach ein Vaterunser in den Aufruhr. Dann ging es zurück in den Keller. Für einige Stunden kam eine trügerische Ruhe in die räucherige Welt. Der Artilleriebeschuss ließ nach. Von der Potsdamer Straße kam heftiges Schießen. Hier war es vergleichsweise still. Die Hausfrauen erwachten aus der ängstlichen Lethargie. Sie krepelten wieder die Ärmel hoch, griffen Besen und Schippe und machten sich mit ihrem atavistischen Optimismus in den Wohnungen zu schaffen, die schon wieder ganz anders aussahen, in anderer Unordnung als noch zwei Stunden zuvor. Man wagte sich auf die Straße und über die Plätze, wenn auch an der Deckung der Häuser vorsichtig haftend. Vor den Läden formten sich Schlangen. Man stand an wie immer. Hier gab es noch Brot. Dort sollte Fleisch zu bekommen sein. Im nächsten Kolonialwarenladen aber wurde schon behutsam geplündert. Dicht beieinander wohnte Ordnung und Aufruhr. Drei Hinterhöfe weiter war ein Weingroßhändler angesiedelt. Keinen Tropfen gab er aus den vollen Fässern und bestand auf seinem Schein: die nächste Zuteilung für die Bevölkerung sei erst in einem Vierteljahr fällig. Die Berliner zogen ab, überzeugt und von dem gestempelten Scheine erschlagen – auch jetzt noch. Bis ein Beherzter zur Axt griff und eines der gewaltigen Fässer im Hofe anschlug. Jetzt trugen sie den Tokaier in Eimern davon. Zwei Männer warfen

sich wie Verdurstende auf den Steinboden und sogem die Flüssigkeit von der Erde auf, wo sie sich mit Dreck, Schutt und Staub schnell mischte. Der eine der beiden blutete am Hinterkopf. Ringsum für Augenblicke etwas wie eine revolutionäre Stimmung, als der Tokaier da in armdickem Strahl in die Eimer sprang. Einer verteilte Ballen Geldes mit übermütiger Geste unter die Umstehenden. Drei Querstraßen weiter sei eine Regimentskasse von einer Granate getroffen. Die Scheine, wie man glaubte, morgen ohnehin wertlos, lägen auf dem Pflaster wie Laub im Herbst. Der Übermut griff um sich. Man warf die Hunderter in die Luft und veranstaltete einen Geldregen, trinkend, lachend, verdreht, bärtig und meist hungrig. Das Nebenhaus brannte hell. Erst knisterten die Dachbalken. Dann krachten sie brennend herunter. Kaum, daß einer den Kopf noch wandte. Der Brand war damals Regel. Ein Pak-Geschütz fuhr im Dämmern noch an der Straenecke auf und durchlöcherte eine ungewohnte Stille mit seinem bössartigen Abschuß. Die Antwort kam deutlich und schnell von allen Seiten. Die Hölle war wieder losgelassen. Eine Hast in die Keller setzte ein. Der Tokaier schwappte beim Rennen. Die Schlangen vor den Geschäften lösten sich stürzend auf. Ich sah, wie eine Frau neben mir zerrissen wurde. Ich warf mich zu ihr auf das Pflaster. Ihr konnte niemand mehr helfen. Gefallen beim Gang ums Brot. Eine Mutter war tot. Wieder hockte man auf seinem Koffer im Keller, trank Tokaier aus den dreckigen Eimern, nährte sich von den letzten Vorräten und lauschte hinaus, wie das näherkam, bellte, heulte und schwieg. Das Krachen der Abschüsse, unterbrochen von dem rechthaberischen Mähen der Maschinengewehre. Wozu? Ein Nachbar kroch herein und wollte wissen, die Russen seien schon am Zoo. Bald sei die Qual zu Ende. Und wieder gurgelte eine Salve der Stalinorgel heran. Er sagte, es sei an der Zeit, eine weiße Fahne bereit zu halten. Wir hielten sie schon lange bereit. Ein Flieger brummte mit alarmierender Gemächlichkeit über das Haus. Der Nachbar beschwor uns, nun weiße Armbinden anzulegen. Wir wußten. Wir winkten ab. Auf einem Kohlenhaufen lag der aus dem Gefängnis Entlassene und sprach mit fiebriger Stimme von seiner toten Frau. Die alte Schneiderin aus dem zweiten Stock hockte auf ihrem Luftschutzklappstuhl, sie betete laut und ununterbrochen. Bei jedem Kriegslärm, der von draußen kam, ließ sie ihre Stimme anwachsen, als wollte sie mit dem Gebet die Unvernunft überschreien und zurechtweisen. Der Hauswart machte sich an den zweiten Eimer Tokaier. Er lallte schon. Drüben der junge Nachbar, den wir mit zerquetschtem Bein aus dem zerbombten Luftschutzschacht gezogen hatten. Er sagte nichts. Er hatte seitdem

nicht wieder gesprochen. Am Boden war im Schein der Kerze die Blutlache zu sehen, die der getroffene Tellerwäscher zurückgelassen hatte. Die Nacht wurde lang. Draußen tobte die Schlacht, unwirklich, abstrus und wie in einer fernen, fernen Welt des Irrsinns. Man war überwach. Plötzlich betrachtete man alles mit einer Schärfe, als stünde man neben sich selber. Diese Welt, diese aufgerissenen Stunden gab es gar nicht. Die Müßigkeit machte überwach und ließ einen sehen, als blickte man mit fremden, unbetroffenen Augen. Man blickte nur noch. Das Gehirn hatte ausgehakt, registrierte nicht mehr, dachte nicht mehr, vermittelte keine Furcht, keine Hoffnung, keine Trauer, keine Kombinationen aus dem dumpfen Lärm, der mörderisch draußen sich näherte. Jetzt begann die alte Näherin Kirchenlieder zu singen, bis der am Tokaier liegende Hauswirt sie lallend zur Ruhe wies. Dann nickte man ein. Und erwachte von nahem Geschrei vor der Kellertür. Draußen graute es. Die Verdunklungspappe beiseite schiebend, erkannte man, daß es im Vorgarten den weiß blühenden Flieder erwischt hatte. Ein Granatsplitter hatte den Busch auseinander gesägt. Die Blüten im graumehligem Staub der Straße. Es roch scharf nach Rauch mit dem ätzenden Beigeruch von viel Pulver. Es war stiller als in der Nacht. Das Geschieße schien entfernter. Wieder das Schlagen an der Kellertür; hier hatten welche auf einem platten Handwagen die Leiche des gefürchteten Blockwarts gebracht, des bis vorgestern noch volkssturmwütigen. Er habe sich selbst aus dem Fenster gestürzt, sich und die Frau. Wohin mit der Leiche? Man solle sie in den Vorgarten legen. Man tat es. Dort lag sie noch Tage. Wenn schon die kleinen braunen Würger die Folgerung zogen, konnte das Ende nicht ferne sein. Mochte er dort liegen und warten. Man hockte im Keller und wartete. Einer hielt vor der Schwelle ein kleines Feuer in Gang, rostiges Kaffeewasser darauf zu wärmen. Unsere Gesichter waren verrußt. Biß man die Zähne aufeinander, knirschte der Staub. Der aus dem Gefängnis Gekommene hockte auf einer der oberen Kellerstufen und blätterte abwesend in einem Band Kunstgeschichte, den er zufällig aus dem Schutt gezogen hatte. Die Näherin drängte nach oben in ihre Kammer, um zu ordnen und nach dem Rechten zu sehen. Sie war schwer hier zu halten. Einmal stürzten wir noch hinaus: in den Resten des gegenüberliegenden Hauses war ein groteskes Arsenal an Hakenkreuzfahnen und Hitlerbildern gefunden worden. Zwei ganze Räume voll, dicht bis unter die Decke. Die Dienststelle der beiden Zimmer voll Gesinnung hatte schon vierzehn Tage zuvor die Stadt in donnernden Limousinen westwärts verlassen. Wir steckten hastig die Fahnen in Brand. Die Bilder

zerkrachten. Das Gewehrfeuer kam wieder näher. Wir duckten uns in den Keller zurück. Beim Sprung in die Haustür sahen wir eine SS-Streife den Kopf über den Mauerrest heben. Sie »kämmten noch durch« nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten. Wir preßten uns an die Tür. Sie gingen vorüber. Der eine hinkte und schlurfte das linke Bein nach. Einmal drehten sie sich ruckartig um, drückten sich an eine Ziegelmauer und ballerten einige Schüsse in unsere Richtung. Dann rannten sie, der hinkende im Sprungschritt, voraus. Noch näher das Gewehrfeuer von allen Seiten. Wir duckten uns in den Keller zurück. Jetzt piffen die Gewehrkugeln schon durch den Garten; bedrohlich kam das tückische Summen der Querschläge bis zu uns herunter. Dann wurde es stiller, bis es nach Minuten auf eine unerträgliche Weise ruhig draußen war. Man hörte den Wind in den Bäumen, ganz fern zuckendes Schießen. Eine Stille, die jetzt quälte, so sehr sie herbeigesehnt war. Als wir vorsichtig die schmale Treppe hinaufstiegen, nach einer kleinen Ewigkeit des lauschenden Wartens, regnete es sacht. An einem Haus jenseits des Nollendorfplatzes glänzte ein weißes Tuch aus der ersten Etage. Wir banden uns weiße Fetzen um den Arm. Da stiegen schon zwei Russen über die gleiche niedrige Mauer, über die so bedrohlich vor kurzem erst die SS-Männer gekommen waren. Die beiden Sowjetsoldaten in sonderbar langen Mänteln hielten das Gewehr lässig im Anschlag. Einer rauchte und zeigte zu uns herüber. Wir hoben die Arme. Wir zeigten auf unsere weißen Binden. Sie winkten ab, sie lächelten. Der Friede war es noch nicht. Aber der Krieg war hier aus.